

Editorial

Friedrich Schlegel gilt als Autor sperriger Texte. Etwas für Germanisten, wenn nicht gar nur für Romantik-Spezialisten. Er ist kein Eichendorff. *Aus dem Leben eines Taugenichts* liest sich wie von selbst. Man muss einfach nur anfangen. Selbst der historische Abstand stört nicht wirklich. Schlegel ist dagegen schwer zu lesen. Selbst seine *Lucinde*, doch ein Liebesroman, zudem mit schlüpfrigen Stellen und kaum versteckten Hinweisen auf reale Liebesbeziehungen des Autors, bestätigt noch das Bild vom Autor spröder Texte.

Ist das bemerkenswert? Schließlich gibt es in der Welt der Literatur schon immer leicht zugängliche und schwer zugängliche Texte. Schwierigkeit ist kein Defizit, der schwierige Text scheint vielmehr sogar der überlegene Text. Ist die leichte Zugänglichkeit nicht der Beweis, dass es zum großen Text nicht reicht? Goethes *Faust II*, um diesen Wertungstopos mit Namen und Titel aufzurufen, gilt gemeinhin als das größere Werk im Vergleich zu seinem *Werther*. Ein Text, den selbst die sprichwörtliche Dienstmagd aus der historischen Lesesuchtdebatte Ende des 18. Jahrhunderts noch lesen kann, scheint den Geruch des Trivialen nicht loswerden zu können. Schwierige Texte sind nicht nur in der *Goethe-Zeit* prämiert worden. Auch in der *Adorno-Zeit* galt der schwergängige Text als der bessere Text, hat man doch damals Schwierigkeit ausdrücklich hochgeschätzt als ein Antidotum gegen den verdinglichenden Sofort-Konsum. Und nicht zuletzt muss es schwer und schwierig werden, wenn Bildung gelingen soll.

I.

Das Urteil vom schwierigen Autor Friedrich Schlegel mag gängig sein, ja sogar in lobender Absicht gebraucht werden. Dennoch ist unklar, ob diesem Topos überhaupt ein Sachgehalt entspricht. Vielleicht hat Schlegel einfach nur verwickelte, hochkomplizierte Gedanken zu Papier gebracht. Das wäre jedenfalls ein naheliegendes

- 10 Verständnis unserer Ausgangsbeobachtung. Wenn der Leser sich mit Schlegels Texten schwer tut, dann wäre das, weitergedacht, nur die direkte Reaktion auf intrinsische Qualitäten dieser Texte: Schwierige Dinge können nur in schwierigen Texten behandelt werden. Doch das Offensichtliche muss nicht schon die richtige Antwort sein. Schwierigkeit kann schließlich auch nur das Ergebnis eines vom Autor jeweils gewählten Genres oder Schreibstils sein. Er kann sich für das Schreibprogramm >hermetische Lyrik< und damit für Unzugänglichkeit entscheiden oder er schaut in der Rhetorik unter *obscuritas* nach, um so z. B. Bedeutendes um der stärkeren Wirkung willen obskur – also verdunkelt – darzustellen.

Ob ein Text schwierig ist oder nicht, ist demnach weniger die direkte Konsequenz komplexer, dem Schreiben vorausgehender Gedanken als das Ergebnis einer Formenwahl. Trifft das auf Schlegel zu? Da wird man zögern, Schlegel ist kein Hölderlin oder Celan, auch ist die gewollt dunkle Schreibart eines Görres nicht sein Stil. Und anders als Goethe, der seiner schicksallosen Biografie mit orakelähnlichen Zeichen Tiefe gibt, hat Schlegel das eigene Leben nicht mit Bedeutung aufgeladen. Seine Konversion zum Katholizismus, gemeinhin doch ein Ereignis von größter Tragweite, lässt er unkommentiert.

Und doch gilt Friedrich Schlegel als (zu) schwer. Ist das vielleicht nur eine allererste, auch nur flüchtige Reaktion auf einen unkonventionellen Autor – die dann auch nur bis zum ersten Lesekontakt hält? Von da an, so der schöne Gedanke, ist die anfängliche Schwierigkeit schnell vergessen und schlägt um in Begeisterung für einen originellen Schriftsteller und scharfen Denker. Man kann sich das so wünschen, und eine derart magische Öffnung der Schlegelschen Texte für möglichst viele Leser sogar für möglich halten. Aber das klingt schon sehr nach Sonntagsrede.

Vielleicht kommt man weiter, wenn man die Perspektive wechselt und Zugänglichkeit nicht vom Autor, sondern vom Leser her betrachtet. Denn der Leser fällt nicht vom Himmel. Er wird vielmehr in der Schule, im Deutschunterricht gemacht. Dort wird Literatur als Literatur gelesen, angeleitet und eingeübt von einer (über)ehrgeizigen Didaktik. In der Regel ist der hier ausgebildete Leser ein interpretierender Leser. Das ist ein Leser, dessen Lesever-

ständnis mit der Decodierung von verborgener Bedeutung zusammenfällt. Lesen und Interpretieren ist ein und dieselbe Operation. Das Edieren, das Friedrich Nietzsche in seinem Gymnasialunterricht tatsächlich an kleinen Texten geübt hat, wird nicht einmal mehr in germanistischen Seminaren praktiziert. Das Schreibenlernen am Beispiel großer Exempla aus der Literaturgeschichte ist eine vollends vergessene Lehrpraxis. Längst ist die Hermeneutik der alternativlose Zugang zur Literatur geworden. Und dies nicht zuletzt, weil die hermeneutische Interpretation zugleich als allgemeine philosophische Theorie der Interpretation gilt. Der Leser, so kann man bei Gadamer nachlesen, soll nicht nur alle möglichen Textsorten, sondern auch die historische und soziale Realität interpretieren können.

Schlegels Texte aber eignen sich nicht gut für dieses dominante Gebrauchsformat von Literatur. Das meint mehr als den quantitativen Befund, wonach Schlegel kaum literarische Literatur im engeren Sinn, Dramen, Lyrik oder Prosa geschrieben hat. In der Gesamtausgabe wird es am Ende nur ein Band von sechsunddreißig Bänden sein. Schlegels Texte passen nicht in das Schema, weil sie nicht das dafür vorgesehene Werkformat haben. Sie sind keine *Weltanschauungsliteratur*, wie Hermann August Korff das für den *Geist der Goethezeit* (die Romantik ist für ihn Teil dieser Epochendefinition) typische Literaturformat genannt hat. Ohne diesen »Weltanschauungscharakter« gibt es nicht »den Tiefsinn der klassisch-romantischen Dichtung«,¹ und ohne Tiefsinn, so lässt sich Korffs Antwort auf den Fall Schlegel extrapolieren, kann man auch keine Weltanschauung aus den Texten eines Autors herausinterpretieren. Die Interpretation kommt gar nicht erst in Gang. Der Text erscheint jetzt unzugänglich.

II.

Die Geschichte der hermeneutischen Literaturinterpretation interessiert hier nur so weit, wie sie dem Topos von Schlegels Unzu-

¹ Herrmann August Korff: *Geist der Goethezeit. Versuch einer ideellen Entwicklung der klassisch-romantischen Literaturgeschichte*. 1. Teil: *Sturm und Drang*. Leipzig 1923, S. 3.

12 gänglichkeit Profil gibt. Aus der Sicht einer Gesellschaft, die sich der Förderung Friedrich Schlegels verschrieben hat, ist die Anschlussfrage ungleich wichtiger: Muss das so sein, wird unser Autor weiterhin so unzugänglich bleiben? Die Antwort verlangt einen Blick in die Zukunft, und die ist bekanntlich nicht vorauszusagen. Wir versuchen das Unmögliche mit einer zweifachen Antwort. Hier die erste: Zu einer »wirklichen Lektüre« von Schlegels Texten, so nennt Heinz Schlaffer eine Lektüre, die nicht von den (stets nur wenigen) Experten abhängt,² ist es bis jetzt nicht gekommen, und es wird sie wohl auch nicht geben. Weder im Deutschunterricht noch in der akademischen Expertenkultur sind Entwicklungen zu erkennen, die das zu ändern versprechen. Literaturkritik und Literaturwissenschaft sind sich vielmehr einig, dass es gegenwärtig keine ästhetischen oder interpretationstheoretischen Debatten gibt. Gerade das Fehlen solcher Innovationen sei charakteristisch für die aktuelle Lage. Es bleibt wie es ist.

Ist damit schon alles entschieden? Das hieße die reale Geschichte des Lesens zu verkennen. Keineswegs sind es die Lesediktator, die Experten, die über das Lesen bestimmen. Ein ungleich stärkeres Potential für Innovationen ist die tatsächliche, also auch und gerade außerhalb der Schule und der Universität praktizierte Lektüre.³ Die Gegenwart scheint diese historische These zur Geschichte des Lesens einmal mehr zu bestätigen. Denn es gibt sehr wohl Debatten über das Lesen, und zwar dort, wo das Lesen im Kontext medialer Umbrüche in neuen Formen praktiziert wird. Dafür steht das Schlagwort von der Screenkultur. Sie löst die alte Printkultur nicht ab, aber in Reichweite und Wirkungsmacht ist sie mit ihr vergleichbar.⁴ Mehr noch: mit dem Aufeinandertreffen zweier medialen Kulturen ist jetzt ein *Hot Moment* erreicht, an dem die Reflexion auf die je eigenen Strukturen und vor allem deren Ver-

2 Heinz Schlaffer: *Die kurze Geschichte der deutschen Literatur*. 2. Aufl. München 2007, S. 17.

3 Zuletzt hat das noch einmal Heinrich Bosse betont. Siehe Nacim Ghanbari: »Die Erfindung der Bildung«. Gespräch mit Heinrich Bosse«. In: *Merkur* 66 (2012), H. 759, S. 691–703.

4 Anregend dazu Cornelia Bohn: »Die Universität als Ort der Lektüre. Printkultur trifft Screenkultur«. In: *Soziale Systeme* 16 (2010), H. 2, S. 368–379.

änderungen eine neue Intensität erreicht. Screenkultur ist mehr als nur ein neues Verbreitungsmedium, hier wird nicht einfach nur der Buchdruck durch elektronisches Publizieren und die Buchseite durch den Bildschirm ersetzt. Es kommt vielmehr zu Mischformen, denn webbasierte Schreib- und Leseformen bleiben nicht begrenzt auf die Kommunikation mit dem Computer. Als im Medium des Digitalen entwickelte Techniken wirken sie auf die bisher geltenden Standards der Printkultur zurück. Sie werden ubiquitär – auch wenn das der Deutschunterricht oder das germanistische Seminar nicht wahrnehmen will. Wichtig für unser Thema ist, dass jetzt auch das interpretatorische Lesen Konkurrenz erhält. *Distant Reading* oder *Surface Reading* sind dabei, sich als Gegenbegriffe zu einer Hermeneutik zu etablieren, die nur das Lesen auf *symptomatisch* gegebene Bedeutung als Vollform des Lesens anerkennt. Hier geraten die Dinge in Bewegung, die Karten werden – so die begleitende Berichterstattung der Feuilletons – neu gemischt. Davon könnte auch ein Autor wie Friedrich Schlegel profitieren. In diesem von technischen Innovationen geprägten Kontext gewinnt er vielleicht ein neues Profil. Er wird dann – so die Prognose! – ein *Theorie-Autor*. Das meint selbstredend kein Revival der 70er Jahre mit ihrer Vorliebe für die Kombination von Weltanschauung und begrifflicher Abstraktion. Theorie ist hier anders zu verstehen. Sie ist definiert durch ihre Attraktivität für gerade diejenigen, die nicht vom Fach, keine Schlegelexperten und keine Literaturdidaktiker sind – und sich trotzdem für Fragen des Lesens oder der Signifikation interessieren. So jedenfalls Jonathan Cullers starke Definition von Theorie: »Texts become >theory< because their visions or arguments have been suggestive or productive for people who are not studying those disciplines.«⁵ Das wäre dann ein neuer Blick auf Schlegel, der nicht noch einmal seine Geschichtsphilosophie oder sein Verhältnis zur Antike originalgetreu rekonstruieren will, sondern konsequent sich für das interessiert, was Schlegel gemacht hat. Wie er sich mit Schreiben, Publizieren und Verlegen sein Geld verdient, wie er in Projekten denkt und warum er lieber mit halbgaaren Ideen arbeitet

5 Jonathan Culler: *Literary Theory. A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford UP 1997, S. 4.

14 als ganz ohne Einfälle im Gewohnten bleibt. Und wie er dabei höchste Qualitätsansprüche erfüllt. Seine Autorschaft wird nicht länger gemessen an der idealistischen Idee eines originalen Dichters. Sie wird vielmehr hochgeschätzt, gerade weil sie ganz aus dem Literaturbetrieb, aus der Zirkulation der Ideen kommt. Friedrich Schlegel verliert so vielleicht auch endlich den Nimbus eines Unzugänglichen. Er ist dann immer noch kein Eichendorff. Eher schon, um eine lange Geschichte nicht noch länger zu machen, eine Kathrin Passig *avant la lettre*.⁶

6 Kathrin Passig kann Literatur, wie ihr Bachmann-Preis von 2006 beweist. Was sie noch alles macht, zeigt ihre Webseite: <http://www.kathrin.passig.de/pages/uebersicht.html>.